

Max Bronski: Sister Sox

Ist Max Bronski nun ein Pseudonym oder nicht? Diese Frage muss ebenso unbeantwortet bleiben, wie die nach der Authentizität der Biografie des Autors, die auf der Buchklappe zu lesen ist. Danach soll er 1964 in München geboren sein, ein abgebrochenes Theologiestudium hinter sich und seine Heimatstadt nie verlassen haben. Nach verschiedenen Jobs, unter anderem als Maler, sei „Sister Sox“ sein erster Kriminalroman. Nachdem Edgar Illert den Roman gelesen hatte, beschlichen ihn doch gewisse Zweifel an dem 100 %igen Wahrheitsgehalt dieser Angaben.

Der Ich-Erzähler in Max Bronskis „Sister Sox“ heißt Wilhelm Gossec, ist Trödelhändler und scheint Schwierigkeiten magisch anzuziehen. Er wohnt im Münchner Schlachthofviertel, fernab von dem Schickimicki-Glanz der bayrischen Landesmetropole und schlägt sich mehr schlecht als recht und manchmal auch im wörtlichen Sinne durchs Leben. Aber im tiefsten Innern, unter seiner harten Schale, ist er ein herzensguter Mensch.

So zögert er auch keine Sekunde, als ihn ein Hilferuf seiner Ziehtochter Pia per Anrufbeantworter erreicht, sie persönlich in dem mondänen Grünwald aufzusuchen. Pia hat nämlich als Rapperin unter dem Namen „Sister Sox“ Karriere gemacht, wenn sie auch den Zenit ihres Erfolges schon überschritten zu haben scheint. Gossec findet ein totes Mädchen in Pias Domizil, eine Freundin seiner Ziehtochter, wie sich später herausstellt – von Pia selbst keine Spur.

Nachdem unser Held anonym die Polizei benachrichtigt hat, macht er sich selbst auf die Suche nach der Verschwundenen. Nachdem er auf Carmello, einen jungen Italiener, der sich als Pias Freund ausgibt, getroffen ist, nimmt die Suche merklich an Tempo zu. Und das Personal, das ihm dabei über den Weg läuft, würde jeder Geisterbahn zur Ehre gereichen.

Da sind die beiden Polizisten, die als Pat und Patachon daherkommen – nicht gerade eine Zierde ihres Berufsstandes. Da gibt es italienische Mafiosi, getarnt natürlich als Gastronomen, die als Geldwaschanlage fungieren. Da ist die Russenmafia, die über diverse illegale Geschäfte im Schlachthofviertel Fuß zu fassen sucht. Und da sind die Guten, die zwei Freunde Gossecs: sein Weißbierkumpel Hinnerk, der auf dem Lande unweit der Hauptstadt ein geruhames Leben führt, und der Computerfreak Julius, der durch seine Hilfe ungeahnt einen Bandenkrieg vom Zaum bricht.

Und jetzt nimmt die Romanhandlung erst richtig Tempo auf – und mit ihr die Sprache Bronskis. Nicht umsonst ist als Titel des Romans ein Rapper-Name gewählt, das Buch liest sich, wie sich eine Rapnummer anhört – atemlos, zornig, mitunter ironisch, aber immer authentisch. Es geschehen die aberwitzigsten Dinge, und das in einem Tempo, dass man als Leser kaum mithalten kann. Kontemplatives Innehalten ist Bronskis Sache nicht. Er brennt ein sprachliches Feuerwerk ab, das in seiner temporeichen

Rhythmik und seiner mitunter lakonisch-ironischen Schnörkellosigkeit die Handlung zeitweise vergessen lässt.

So ist man als Leser am Ende ziemlich erschöpft, als sich der Erzählstrom wieder in ruhigere Bahnen begibt und die Suche doch noch zu einem Ende kommt. Und der Roman endet dort, wo er seinen Anfang nahm: auf dem Land, bei Gossecs Freund Hinnerk.

Bronski hat seinem Roman ironischerweise ein München-Zitat Thomas Manns, des Meisters der feinen, ruhigen Ironie, als Motto oder was auch immer vorangestellt. Was dann aber auf den nächsten 190 Seiten geschieht, ist so weit entfernt von Mann'scher Prosa wie ein Eminem-Konzert von einer kammermusikalischen Darbietung der Mondscheinsonate. Und doch liegt bei aller brachialen und temporeichen Sprache doch auch so etwas wie ein kaum wahrnehmbares Band von feiner Ironie um „Sister Sox“, derjenigen des Lübeckers, den es für eine Periode seines Lebens nach München verschlagen hatte, nicht unähnlich.

Max Bronski: Sister Sox. Roman. München 2006. 191 Seiten. Verlag Antje Kunstmann. € 16,90